

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Singer, Friedrich: Der Glockenstifter. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

blieb, es war nichts anderes festzustellen, als daß die schöne Tilde vom Wirt Molsen selbst nach Norderloh heimgefahren wurde und daß Hidedutt auf seinen Schuhen den Weg nach Süderloh suchte.

Wohl aber erfuhren die Zollkommissare anderntags durch reitende Boten, in der Nacht sei die bekannte Schmuggelbarke des Kapitäns Rawen auf See von einem dänischen Kanonenboot angehalten wor-

den, sei aber schon ohne Ladung gewesen. Ob dort Beweise gegen den Eigentümer vorlägen? Die beiden Kommissare konnten jedoch nur berichten, daß in Middelburg nichts ausgeladen sei. Und an Beweisen hatten sie nichts als die zwinkernenden Augen und das pralle Schmünzeln der Leute in Norderloh und Süderloh und das genügte nicht zur Überführung.

## Der Glockenstifter

Erzählung aus dem Leben von Friedrich Singer

In Heckenau standen die Weiber erregt vor ihren Stalltüren und auf den Hausstafeln; unter den sadenscheinigen Schürzen zitterten die müdgeschafften Hände, und in die Knie war ein unaussprechliches Beben gefahren: Nun, nachdem der Tod auf dem Schlachtfelde draußen so manchen braven Vater, Mann und Bräutigam den Kindern, Frauen und großen Mädchen, manchen blühenden Sohn den Eltern entrisSEN hatte, sollte im fünften Kriegsherbste dem ganzen Dorfe noch ein letztes bitteres Opfer aufgelegt werden.

„Habt Ihr's gehört?“ rief die Zipperle-Klara der alten, halblauben Küchenrauch-Rosa zu, „eben holen sie die Glocken!“ „Der Herrgott erbarm' sich über unser armes Deutschland!“ jammerte die Gräfsels-Paula, „aber, was ist zu machen? Sie brauchen's Metall zu den Kanonen und Granaten!“ „Mutter!“ sagte der dreizehnjährige Konrad zur müden Briefträgersfränz. „Wie lang dauert der Krieg eigentlich noch?“ „Kind!“ erwiderte die Frau mit tränenerstickter Stimme, „das weiß kein Mensch zu sagen! Aber — wenn sie die Glocken allbereits holen, so kann und darf es nimmer lang dauern.“ „Naja, da habt Ihr recht, Briefbottene“, knurrte der alte Wendel vom Riggertshof dazwischen, der am Stock vorbeihumpelte, „wie Anno dazumal im Schwedenkrieg die Glocken zum Ort hinauskommen sind, hat's auch bald hernach ein End genommen. Wer weiß . . .“

Die Gruppe lief mit neugierigen Blicken der Kirche zu. Richtig: da war schon ein Gerüst aufgeschlagen — von irgendeinem fremden Zimmermann. Denn die einheimischen Meister lagen samt und sonders bei den Pionieren in Rußland oder Frankreich drin. Eine Menge Leute umstanden die Kofkastanien des Vorplatzes und starrten hinauf zu den Schalläden, welche entfernt waren. Langsam und schwergauteschend kam die große Glocke an einem dicken Drahtseil zum Turme heraus und wälzte sich, mehrfach streifend am Mauerwerk, der Erde zu. Man merkte wohl: es waren keine geschulten Facharbeiter, die den Glockenraub vollzogen. Wo hätten sie auch herkommen sollen? Alte Kracher und blutarme Jüngelchen führten die Rollen und Flaschenzüge, und ächzend brachten sie jetzt die Zwölfuhr- und die Elfuhr-glocke und zu guter Letzt das Klängglöckl. Als sie es von der Wand wegdrückten, schlug sein Klöppel noch einmal kindlich wimmernd an, und plärrend verhallte der Ton in der Vorhalle der Kirche. Konrad, der an der Seite seiner Mutter stand, würgte schwer an den Tränen, die ihm aufsteigen wollten. Wie oft hatte er die Glocken als Messdiener geläutet, wie wild gerade das Silberglöcklein gezogen, wenn es einer Taufe galt und man fürs Bimbeln einen Fünfer extra bekam vom Rindsvater! Und grimmig ballte er die Faust im Saß und dachte: Wartet nur, die müssen wieder her!

Jetzt waren die Glocken verladen. Traurig verharren die Frauen, Kinder und Greise an der tiefausgefahrenen Rotstraße, durch die nun die plumpen Räder der Lastfuhrwerke davontnarren. „Auf Nimmerwiedersehen!“ klagte der alte Wendel, der seine beiden Söhne verloren hatte, und hüftelte verdächtig. „Wenn's nur auch was battet — mitsamt den



Langsam und schwergautesend wälzte sich die Glocke der Erde zu.

andern Opfern!“ meinte die Gräßel-Paula, deren Mann im Lazarett lag.

„Wir müssen es halt tragen!“ predigte der Pfarrer am Sonntag, als die Dorfleute fang- und klanglos im Kirchlein zusammengekommen waren. „Fragt ihr mich, warum noch dieses Kreuz, so sage ich: Noch nie war ein Opfer vor unsres Herrgotts Augen wertlos! Schweiget und duldet; der Himmel wird unser armes Vaterland in aller Not segnen um dieses und aller andern Opfer willen . . .“

Leider sollte der Pfarrer scheinbar nicht rechtbehalten. Nach ein paar Wochen brach die Revolte der Roten aus, und in Schmach und Kummer mußten die niebesiegten Helden der Front heimkehren.

„Die Glocken sind nimmer da?“ sagten die Männer von Heidenau und runzelten böß die Stirnen, „warum habt ihr sie euch zum Schluß noch nehmen lassen?“

„Grade für euch haben wir's getan“, hüftelte und worgte der alte Wendel, der in den letzten Monaten den Bürgermeister markiert hatte. „Und jetzt gibt's noch Granatringe für die Revoluzer im roten Marinepalast zu Berlin!“ „Nein!“ rief der kleine Konrad dazwischen, „sie sind noch nicht vermacht! Vorgestern war ich in Natterbach drunten an der Bahn, und da hab' ich sie liegen sehen.“ „Ausgeschlossen!“ rief sein Vater, der Briefträger, der jetzt wieder als gemach anfing, sein Weib von dem bösen Dienstgang im steilen Gebirge abzulösen, „wenn die vor sechs Wochen geholt worden sind, so liegen sie nimmer da unten an der Bahn!“ „Doch, doch!“ beteuerte der Runrädl, „im dünnen Gras am Hammen sind sie gelegen, bereit zum Einladen. Ich hab' noch ganz genau die Schrift gelesen: Sanct Michael!“ „Der Michel, der muß wieder her mitsamt den andern allen!“ sagte der Bierfrieder, „aber gleich! Das gab' mir schöne Friedens-Sonntage, wo man doch im Feld genug im Dreck und Speck den Gottesdienst hat versäumen dürfen und jetzt nicht einmal eine Glocke übers Dorf hinruft!“

„Pst!“ mahnte der Briefbott, „nicht so laut, ihr Männer! Horcht: die Sache wird noch einmal ausgekundschaftet, und dann: hoppla-hopp und geholt bei Nacht und Nebel! Wer macht mit?“ „Ich — ich — und ich!“ ging's durch die Gruppe, und entschlossene Männer schlichen beiseite und besprachen im Nebenstübchen des Bierfrieders alle Einzelheiten, die weil der Klausenpeter sich aufs Rad schwang und gen Natterbach schnurrte, um die Gelegenheit zu sichern.

Richtig, in einer der nächsten Nächte gingen die Leute ans Werk. Der Mond wanderte verstohlen mit durch die bleiche Wolkenhülle, während ein kräftiger Ochsenwagen gegen die Ebene knarrte. Bald hielt man hinterm Güterschuppen der Station, die tot dalag. Der Konrädl wartete bei den Ochsen, und die wackeren Bauern machten sich an die Arbeit. Der Briefbott hatte sich schon im Triumph mit allen Glocken heimfahren sehen; böß

aber sollte er angehen! Wie sehr sie mit ihren Landwehrmännersäusten stemmten und zerrten: Der große Michel wich keinen Schritt von der Stelle! „Paden wir die zweite an!“ sagte der Bierfrieder verdrießlich. „Die dritte ist leichter“, meinte der Klausenpeter, als sie sich schwitzend gemüht hatten. Aber auch die Elfuhriglocke trotzte dem Ansturm aller Gewalten. „Und wir Simpel haben gemeint, wir könnten sie alle vier auf einen Ruhwagen laden!“ schimpfte der Briefbott. „Ochsen sind wir und gehören alle fünf vor den Karren gespannt und vom Konrad heimgeführt.“ „Dann bleibt bloß noch die Kleine!“ rief der Konrad halblaut gedämpft herüber, „die geht sicher!“ Sie machten sich, beschämt ob des Jungen Weisheit, nochmals ans Werk und brachten keuchend das Klängglöckl auf den Wagen. „Nix wie heim!“ gebot der Bierfrieder und ergriff die Geißel. Still und verbissen trotteten die braven Dörfler mit ihrem Raube davon. Aber als sie an den scharfen Rand beim Hedekreuz kamen, wo es zugleich bergaufwärts geht, kam die Glocke, die trotz ihrer Kleinheit ein paar Sentner wog, ins Rutschen und kollerte über den zerquetschten Wagenrand in den Bachgrund. Flüchend rannten die Bauern der Ausreißerin nach und schleppten sie aus der eisigen, felsbrodenübersäten Flut wieder zum Weg hinauf. Festgeheilt wurde sie endlich ins Dorf gefarrt. Am andern Tage, als die Sonntagsleute in die Kirche kamen, sahen sie zu ihrer Verwunderung das Glöcklein daliegen. Das Hinaufschaffen auf den Turm machte so viel Arbeit, daß noch die ganze Woche verstrich; am nächsten Sonntag aber läutete schüchtern himmelnd das Silberglöcklein zum Gottesdienst.

Inzwischen trat scharfer Frost ein, hoher Schnee bedeckte alle Wege, und es wurde Februar, bis man sich wieder um die Glocken kümmern konnte. Wie erschrafen aber die Heimholer von damals, als ihnen der Klausenpeter zornig vom Rad zuwinkte: „Weg sind sie, alle drei verschwunden!“ „O heiligs! Wie das? Es ist doch kein Krieg mehr?“ „Die

Metallverwertungsgesellschaft, die sie dazumal weggeholt hat, wird sie abgerufen haben.“ „Was will denn die damit, wenn's doch keine Kanonen und Granaten mehr gibt?“ „Ihr Gescheite! Geschäft ist Geschäft, und Judd ist Judd! Die Herren in Berlin wissen schon mit unserm Glockenmetall was anzufangen!“ „Dann kaufen wir sie zurück!“ „Erst mußt du wissen, von wem, Bürgermeister!“ Der Bierfrieder kratzte sich an der Stirn. „Wir werden's schon rausbekommen“, meinte er zuversichtlich.

Aber wie bitter sollte der biedre Mann sich täuschen! Er mochte Gänge tun, wohin er wollte: Kein Mensch wußte eine Auskunft zu erteilen. „Die Gemeinde hätte sich früher darum bekümmern sollen!“ hieß es an allen Amtsstellen, „die Glocken sind lang genug dagelegen!“ „Eben — wir haben gemeint, sie lägen noch länger dort.“ „Hm, so lang vielleicht, als Hedenu hinter seinen Hecken liegt?“ schmunzelte der Bahnhofsvorsteher zu Natterbach böshaft, „ich hab sie nicht, keiner meiner Leute hat sie gefressen. Es ist eine Kommission dagewesen von vornehmen Herren, die haben die Verladung angeordnet, und mit dem Zug Nr. Soundsoviel sind sie abgerollt, Richtung Norddeutschland.“ „Da haben wir den Dreck“, sagte der Briefträger zum Bürgermeister, „wir sind nicht bloß ohne Glocken, wir sind auch blamoren!“ „Ach was, dann kaufen wir neue! Das Glockengeld vom Kriegsende gibt den Grundstock dazu.“

Und so geschah's: Man schickte von Haus zu Haus und ließ sammeln, und wer konnte, gab sein Scherflein. Glocken wurden bestellt. Oje, waren die teuer! Es langte bei weitem nicht! „Wir hauen ein Stück Wald weg!“ meinte der Gemeinderat Klausenpeter. Der Bürgermeister nickte. Endlich hatten sie so viel zusammengekratzt, daß es reichte — aber nur zu einer einzigen, bescheidenen Glocke. „Wir machen's halt nach und nach“, rief der gescheite Briefbott. Sie hatten noch Glück: Die Glocke kam wirklich, und kurz darauf rutschte die Mark tiefer. Aber o

weh: als man zum erstenmal läutete, klang es verdammt blechern! „Die haben scheint's alte Tränkeimer hineingeschmolzen!“ schimpften die Leute und hoben die Ohren zu, „so eine saubere Sonntagsmusik!“ Und beim Schaffen auf dem Feld hörte man nicht einmal den



Fluchend rannten die Bauern der Ausreislerin nach und schleppten sie aus der felsbrockenüberfünten Flut wieder zum Weg hinauf.

Vesper Schlag, so schwach ertönte das Klingklang der Ersatzglocke. „Wir warten lieber, bis es wieder bessere gibt“, meinte der Bierfrieder. Und nochmals ging's an den Wald, und es gab schönes Geld. Aber diesmal war's anders: Die Mark hatte inzwischen die galoppierende Schwindsucht bekommen und war total wertlos, als man bei der Gießerei anfragte. Und zu allem Unglück hin begann jetzt die kleine Glocke zu schettern. „Einen Sprung hat sie!“ stellte der Mesner fest, und die Heimholer von jener Mondnacht sahen sich bedenklich an. Sie wußten, woher! Aber daß die Wirkung jenes Bachufersturzes jetzt erst zutage trat, war ihnen unbegreiflich. Hu, wie das blechern klepperte von der Eisernen, wie das gieß-

fannenmäßig schepperte vom einst so zarten Silberglöcklein! Das gab einen bösen Zweifklang! Er paßte haargenau zu der Zeit, die jetzt übers Land hereinbrach: Arbeitslosigkeit und Elend waren an der Tagesordnung, und kein Mensch hatte mehr Gelegenheit, an neue Glocken zu denken. Der Wald war gelichtet, die Reben standen schlecht, und die Fabrikler verdienten nichts mehr, die früher täglich ins Städtchen geradelt waren.

Nur einer hatte die alten Glocken nicht vergessen: Konrad, des Briefträgers Sohn. Ihm gab es, seitdem er ein junger Bursch war, stündlich einen Stich ins Innerste, wenn er es vom Turme so miserabel rättern und schmettern hörte. Und blutenden Herzens erinnerte er sich, welche Wonnestürme von schwellenden, rollenden, donnernden Tönen früher übers heimatliche Tal dahingebraust waren, sanft verebbend an den waldigen Rändern der Berge. Es muß wieder anders werden, grübelte er, aber wie?

Er war inzwischen ein kräftiger Kerl von 18 Jahren geworden. Da errichtete die Post gerade in jenem Jahr eine zweite Stelle für die Gebirgshöfe, die ein Hilfsbriefträger versehen sollte. „Bewirb dich!“ sagte der Vater, „mehr als danebenfallen kannst du nicht. Und ich mache ohnehin nimmer zu lange mit. Dann kriegst du später den Hauptdienst.“ Konrad, der eigentlich lieber bauerte, dachte insgeheim: Etwas Dummes ist es nicht. Wenigstens gibt es bar Geld. „Darf ich auch behalten, was ich verdiene?“ fragte er unbescheiden. „Ha ja, wenn du sparst für deinen Hausstand später.“ Da lächelte er selig, und sein Entschluß stand felsenfest: Mein Heimatdorf kriegt wieder seine Glocken!

Den jungen Hilfsbriefträger hatte bald jedes Kind auf den Höfen ringsumher von Herzen gern. Immer hieß es nur: „Iß de Kunradl schu do gsi? Hä, de Kunrad, des isch äiner! Er sufft nit, er rennt de Maidle nit noch, er händelt nit un macht d' Litt nit us. Kunrad, hesch käi Brießl fir mi?“ „Näi, hit nit, aber morn verlich!“ sagte der Hilfsbriefbott mit so

herzgewinnendem Lächeln, daß ihm niemand gram sein konnte.

„Wejerum sufft der Kunrad nit?“ brümmelte der alte Wendel, „dem dät doch e Tröpfli Rübwi ou mol gonz guet?“ „Er wurd halt spare fir us Hochzitte.“ „So welleweg, wenn er key Schatz het!“ „Ha, er isch halt leckersch, so e netter Kerli nimmt nit jedi!“ „Aber ihn dät jedi nemme, odder nit?“ „So, i gloub's!“

So ging's Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr. In eiserner Festigkeit legte Konrad von seinem sauer verdienten, kärglichen Anfangslohn Pfennig um Pfennig, Mark um Mark weg. Ein Geraune und Geslüster lief durchs Dorf: Was hat der jung' Briefträgerle vor? Keinen Pfennig vertut er, schafft nach dem Dienst noch wie ein Rübauer im Feld, lebt immer eingezogen und still und ist doch kein Kopfhänger, sondern ein handfester, immerlustiger Bursch! Warum heiratet er nicht, wenn er doch schon andem 28 Jährle auf dem Budel hat?

Nach einem weiteren Halbjahr lüftete sich zum erstenmal der Schleier des Geheimnisses: Man hatte den Konrad ins Pfarrhaus gehen sehen, und an einem Sonntag bald darnach verkündigte der alte Pfarrer mit zitternder Stimme: „Liebe Gemeinde, unsre Schmerzenskinder, die guten Glocken, werden bald geboren werden. Freuet euch, ein edler Stifter ist unter euch, der mit der Zwölfglocke den Anfang machen will!“ Alle schauten sich um, und Konrad, der in der Jungmännerbank stand, wurde rot im Gesicht und blickte scheu zu Boden.

Aber nun sollte der gute Konrad zum erstenmal die traurige Erfahrung machen, wie es dem gehen kann, der für die Gemeinschaft sich hochgestimmten Herzens einsehen will. „Was, der Kunradl will e Glocke stifte? So e Briefträgerbüebli, so e knihs! Er soll 's Gald sym Batter gäh, daß er sini Knallbütt neu usbaue kon. Si rumpelt em sowiso hall zommenaa!“ Andre geiferten: „E neis Gelitt? Verruckt un närrsch gitt ou e Paar! Er soll 's Gald de Arwäitslose gäh odder

funscht under d' Arme verteyple!“ Die dritten wieder meinten: „Wichti mache will er sich und bim Pfarrer oschmuse!“ Und das behaupteten sie, obwohl sie ganz fest vom Gegenteil überzeugt waren. „Er het e zu hoher Ghalt!“ gifeten die vierten, „isch des ou e Ordnung im Schtaat, aß e jungs Briefbüttli sich 2000 Mark spare kon fir e Glocke? So en Schwerverdiener!“

Wie erstaunten aber die Leute, als der Pfarrer nach weiteren drei Wochen verkündigte: „Nicht bloß eine, nein, zwei neue Glocken kommen und sind schon bestellt! Ein anderer großherziger Stifter hat Geld gegeben für eine ganz große Glocke, die den Toten des Weltkriegs zu Ehren Heldenglocke heißen soll. Denn der Mann hat selbst Söhne im Krieg verloren; er will aber unter keinen Umständen genannt werden!“

Dem braven Konrad fiel ein Alpdruck von der Brust; gottlob, nun hatte er nicht mehr das ganze Befrage und Geslüster auszuhalten. Ja, die Hauptneugier der guten Hedenauer war sogar von ihm abgelenkt worden und grub sich in unzähligen Rinnsalen ihr Bett. Doch wie die Leute auch stöberten, sie standen vor einem Rätsel! „Söhne“ hat's geheissen, sagten sie, also wer von unserer Gemeinde hat mehr als einen verloren? Die Liste war eng beisammen. „Der Valentin vom Rosenhof? Ist viel zu arm! Der Bede-Naz? Der geht nie in eine Kirch! Der Zibärtli-Max? Der hat alle drei verloren, aber er hat 's Trinken angefangen vor Kummer . . . Der Riggert-Wendel? Erst noch, der könnt's sein!“ Aber keiner getraute sich, den wunderlichen Alten anzuhören, und seine schmerzdurchfurchte Miene blieb stets gleich steinern unbeweglich, wenn er ins Dorf kam oder seinem Rebhof zulief.

„Wenn es so ist mit der Stifterei“, sagte der Gemeinderat Klausenpeter, „Burgemeister, ich glaub, die Blechglocke sollten wir von Gemeinde wegen herabholen, und den Scherbenhafen sollten wir fliden lassen.“ „Geht nicht, so gern ich will!“ versetzte der Bierfrieder, „es sind

300 Arbeitslose in der Gemeinde, wir haben keinen Pfennig übrig." Der Pfarrer inzwischen hatte einen Sachverständigen kommen lassen, der die Ersatzglocke und den kleinen Schetterer prüfte und befand: Die Gerissene muß man umgießen, aber die Eiserne mag ruhig hängen bleiben; wenn die großen Schwestern kommen, so wird es einen guten Zusammenklang geben, der alle Mängel abdeckt. Nach diesem Bescheid sagte der Bierfrieder: „Na, wenn's nur ein paar Hunderter gilt, die bringen wir zusammen, es wäre eine Schande!“ Und richtig, der Invalide kam herab, und der Blechnapf läutete einsam sein monotones Bum-hum-bum übers fruchttragende Tal hin . . .

Monate verstrichen; hinterm Konradl her wurde nimmer gefuschelt, und den Heldenglockenstifter herauszuknobeln, hatten sogar alle alten Ratschweiber aufgesteckt. Ganz andre Dinge beschäftigten die Menschen: Nach all dem Wirrwarr der bösen letzten Kampfsjahre hatte der strenge Januar an seinem Ende in Berlin eine neue Regierung ans Ruder gebracht. Und der alte Hindenburg, der sagenhafte Held aus hundert Schlachten, stand hinter den neuen Männern und hielt seine Vaterhände schützend über das werdende Reich.

Da hieß es plötzlich: Die Glocken kommen! Eine unbeschreibliche Spannung ergriff das Volk! Drei starke Ochsenwagen fuhren zum Dorf hinaus, geführt von den Männern jener Mondnacht. Stundenlang harrten die Leute geduldig im windig-rauben, aber sonnigen Märztag der kommenden Dinge. Endlich, um drei Uhr nachmittags, erdröhnten Böllerschüsse: Mit Kränzen geschmückt rollte das Silberglöcklein an, umsprungen von lustigen Buben und Mädchen, gefolgt vom Gemeinderat des Dorfes. Dann kam die neue Zwölfuhr-glocke. Ihr gab das Geleite der wackere Konrad in seiner neuen Brieusträgersuniform, flankiert vom Bürgermeister und Pfarrer. Den Beschluß machte eine riesige, schwarzverhängte Glocke, der nie-

mand folgte. Alles wurde stumm und riß ehrfürchtig Hüte und Rappen vom Kopfe. Da war nichts zu suchen . . . Um so mehr richteten sich aller Augen jetzt auf Konrad, der so jung und schlank, stolz und doch bescheiden zwischen seinen Begleitern einherging und immer freundlich lächelte. Tücher flatterten, Hände winkten, man wollte ihn hochleben lassen. Doch als er das bemerkte, deutete er ernst zurück auf die stumme Heldenglocke, und alles schwieg.

Ein besonderes Schauspiel aber gab es, als tags darauf die Glocken nacheinander mit schweren Flaschenzügen in den Turm emporgehoben wurden. Da konnte der gute Konrad seine überquellende Freude nicht mehr zurückdämmen: Er lief zum Bäcker und holte einen ganzen Korb voll Brezeln, mit dem stellte er sich samt dem krummen, alten Briefbott vor die Schultüre und teilte den Kindern Stück für Stück aus, und die ganze Jugend hatte heute „glockenfrei“ und bestaunte das seltene Ereignis eines sach- und fachgemäßen Glockenaufzuges. „Wenn nur keine runterfällt!“ spöttelte der Klausenpeter zum Bierfrieder, „diesmal gäb's blutige Köpfe!“

Glücklich kamen die drei Glocken in ihre wohlgezümmerten Lager, und weil just am folgenden Sonntag der Heldengedenktag war, so sollte die Große zuerst geläutet werden. Nach dem Gottesdienst versammelte sich die ganze Gemeinde vor dem Kriegerdenkmal. Pfarrer und Bürgermeister sprachen in schlichten, kernigen Worten, der Gesangverein sang, Fahnen senkten sich, Häupter entblöhten sich, und auf einmal begann ein tiefes, dunkles Brummen und Schwingen und erfüllte ernst und ehern dröhnend die märzlinde Luft. Eine gewaltige Erschütterung ergriff die ganze Gemeinde; Soldaten des Krieges rollten die hellen Tränen über die härtigen Wangen, Mütter schluchzten, Kinder weinten, und das ganze Dorf war im Gedenken an die gefallenen Helden zum erstenmal seit Jahren wieder ein Herz und eine Seele. Hinter der dichtgescharten Gemeinschaft aber soll

einer gestanden haben, der sein Antlitz mit dem Hut verdeckte und schluckte und würgte und still fortging, als er nimmer Meister wurde. War es nicht der alte Riggert-Wendel? . . . Aber niemand wußte es genau, und allzu rasch verlief sich die von der Majestät echten Helden-tums angerührte Menge, als der machtvolle, geistdurchbrauste Hall der gewitterhaft donnernden Erzöne verklungen war.

Und kurz darauf — es hatte noch mit dem Schlagwerk dies und jenes nicht gestimmt — konnten die Glöcken zum erstenmal zusammen geläutet werden. Es war Frühlingsanfang, und in Potsdam hatten die besten Deutschen sich versammelt, um ein granitnes Fundament zu legen für ein Reich der Ehre, Gerechtigkeit und Freiheit unter dem alten Marschall und dem jungen Führer. Und wieder stand das Bauernvolk und die Arbeiter mit samt den Erwerbslosen Arm in Arm. Welche Wonne der edelsten Harmonie strömte aus dem vierfachen Zusammenklang über Berg und Tal, Feld und Wald! Stolz deuteten die Leute von Hedenau jetzt auf den guten Konrad, der in ihrer Mitte stand als der einzige bekannte Glöckner. Keine Neiderzunge mäkelte mehr, hingerissen lauschte jegliches Ohr dem frommen Wohlklang des unvergänglichen Glöcknerliedes. Und was hatten die Glöcker zu künden? Die große sang vom treuen Ausharren der Gefallenen, die

eiserne von der Not und dem Hunger der Heimat, die kleine vom bösen Riß der Gemeinschaft, der nun zugeschmolzen war für immer; die aber vom Konradl jubelte hold und zukunftssträchtig vom jungen Geschlecht und seinem Recht aufs Leben.

Langsam verebbte das heiligste Lied der Deutschen. Und Konrad, der einmal hoch herausgehoben war aus der Gemeinde, der wochen- und monatelang Glöckner gerufen und geneckt worden war, sank wieder zurück in den Kreis seiner Volksgenossen und war wieder ein Dörfler wie alle andern. Sein großes Opfer war anerkannt von allen, wurde nun als selbstverständlich hingenommen, und man ging zur Tagesordnung über, bestehend in Säen und Mähen, Misten und Moßen. Er fing von neuem an zu sparen und heiratete später ein braves und begütertes Burenmaide, und seine Ehe war sichtlich gesegnet. Vielleicht weiß, wenn er mal ein alter Mann wird, fast niemand mehr im Dorfe, daß er der Glöckner war. Unser Landvolk macht nicht viel Aufhebens von den Großtaten der Seinigen. Der immer fröhliche, freundliche Konrad aber, der aus einem karglichen Lohn in jahrelangem zähen Sparen sich eine Glöcke kaufte und so mithalf, seiner Heimat wieder ihre kriegsentsführten Glöcker wiederzugeben: Er hat gezeitigt, daß bei den Edelgesinnten stets Gemeinnutz vor Eigennutz ging!

## Der Nagel im Totenkopf

Von Max Dufner-Greif

Auf dem alten Friedhof in Freiburg steht vor der berühmten Totentanzkapelle ein verwittertes Kreuz, das man ehedem auf dem Münsterplatz gesetzt hatte, als er noch Gottesacker war, und wenn der Betrachter mit seinem Blick über den moosigen Stein hinschweift, läßt er ihn bald erschreckt auf einem wilden Totenkopf haften, auf dessen Schädeldach sich noch eine breite Stirnlocke biegt, während

ein eiserner Nagel durch die Knochenwand schaut, und an den seltsamen Schmutz zu Füßen des Gekreuzigten knüpft sich diese fast vergessene Geschichte, die als ein unheimlicher Fall von Schuld und Sühne wohl des Aufbewahrens wert ist.

Im ausgehenden Mittelalter lebte in der Stadt ein bärenstarker Schmied, mit Namen hat er Remigius Schärtlin ge-